

GERD RUHRMANN · REINBEK

Offener Brief an Hans Küng

Sehr geehrter Hans Küng,
Ihr Buch *Menschenwürdig sterben* (von Hans Küng und Walter Jens. München 1995, das im folgenden mit Seitenverweis zitiert wird) hat mir sehr zu denken gegeben. Ich stelle mir vor: Da ist man gesund zur Welt gekommen, wurde geliebt und erzogen, hat den Krieg überlebt, konnte studieren, hat einen Platz gefunden, an dem man wirken konnte und Anerkennung fand, stand auch bei großen Auseinandersetzungen in öffentlichem Ansehen, zeigte im fortschreitenden Alter noch Würde und Haltung und dann der Sturz ins Alzheimerdasein! – »zum Gespött der Menschen durch Tübingen wandeln« (Hamburg müßte ich für mich hier wohl einsetzen). Obwohl ich dabei vielleicht trotzdem ganz glücklich sein könnte, ist dies doch ein Zustand (von mir noch zeitig erkannt und in einer Patientenverfügung gefaßt), der ein gnädiges Ende finden sollte, denn »nach einem selbstbestimmten Leben auch einen selbstbestimmten Tod haben, statt als ein dem Gespött preisgegebenes Etwas zu sterben« (S. 20), ist doch ein verständiger Wunsch eines Christenmenschen, wenn man Ihren Ausführungen folgen will. Vertrauen sollte ich auch auf das rechte Gottesbild des Barmherzigen, »der dem Menschen Freiheit geschenkt und Verantwortung für sein Leben zugemutet hat, ... gerade auch

dem sterbenden Menschen die Verantwortung und Gewissensentscheidung über Art und Zeitpunkt seines Todes überlassen« (S. 72), doch »kennt man die Zeit und die Stunde«, in der es recht ist, sein Leben von einem mitfühlenden ärztlichen Freund in perfekter Technik beenden zu lassen? Es ist ja nicht »Morden« in niedriger Absicht, eigentlich ja schon nicht mehr Töten, was die Menschen ja auch nicht sollen (vielleicht sogar im Dekalog als Verheißung verstehen könnten), sondern nur »Selbstverantwortung« oder besser: Selbstbestimmung, was uns Jesus Christus in seinem Evangelium anempfohlen hat. Der wortgewaltige Walter Jens fordert den »Freispruch für jene Freunde und Ärzte, die den Übertritt erleichtern, indem sie ihm den Schierlingsbecher reichen« (S. 215), der es ja wohl für einen Literaten sein müßte.

Verkennen wir nicht den Ernst des Anliegens, verkennen wir aber auch nicht den Einwand des mitdiskutierenden Arztes Niethammer aus der Kinderklinik Tübingen, man möge bedenken, »was man von uns verlangt« (S. 144) und die kritische Frage stellt, »ob nicht Medizin und Gesellschaft aufgerufen sind, ihr Verhalten zu überdenken« (S. 140)? Schnell ist die heutige Zeit dazu bereit, Probleme durch Töten zu lösen, nun auch durch Pervertieren des Rilkeschen »eigenen Todes«, um den er bittet? Mutet es

nicht eigentümlich an, daß nun in einer Zeit, in der Schmerzbehandlung und Narkose in nie gekannter Weise perfektioniert worden sind, Krankheiten beherrscht werden, die früher ganze Landschaften ausgerottet haben, der öffentliche Ruf nach dem »Gnadentod« immer lauter wird und ein bekannter, keinen Streit auslassender Theologe und sein rhetorikbegabter Freund sich einreihen in die Stimmen des Zeitgeistes, um endlich das letzte Tabu der Selbstbestimmung – und nun noch unter Anrufung des christlichen Gottes – zu brechen? Könnte man deren Kraft zur Argumentation nicht besser dafür verwenden, um die Menschen zur Mitmenschlichkeit in dem Sinne aufzufordern: sich dem Sterben zu stellen in der Begleitung des Sterbenden, so schwer sie auch sein mag? In der Aufforderung an den Arzt, auch hier so viel Mühe anzuwenden, wie bei den anderen, oft so glorreichen Siegen der Medizin? In der Überwindung der Angst vor der Apparatedizin durch verstärkte Zuwendung und Empathie? Alles kommt »auf die Kooperation zweier Menschen am Sterbebett an« (S. 197), auf den Dialog zwischen dem Leidenden und Helfenden – nur in dieser Zwiesprache wird die Würde des Menschen gewahrt, nicht im perfekten Töten oder durch die Makellosigkeit des Sterbebettes! Sollen wir aus der heute beklagten Anonymität, Kälte und Leere des Lebens der Menschen miteinander die Faktizität als Norm ableiten: Nun solle auch noch der Tod dem unterworfen werden? Tötungsbereite Ärzte als moderne Scharfrichter der Humanität, die man derzeit nur in der »Selbstverantwortung« sehen will – übrigens ein bezeichnendes Wort des Solipsismus. Verantwortung schließt aus, daß es nur einem »Selbst« zugeordnet sein könnte.

Auch wenn »Voraussetzung ist, daß das Leiden wirklich nicht mehr erträglich ist« (S. 195), dann bleibt die Frage, die Niethammer stellt, wer das Ganze nun so unerträglich macht – vielleicht die Unerträglich-

keit schlechthin, daß *jedes* Sterben schwer ist, aber auch so unerhört unterschiedlich wie die menschliche Individualität. Und nun dem vielleicht begegnen wollen mit einem bürokratischen Genehmigungs- oder Meldeverfahren, das wie in den Niederlanden jeder Manipulation in der Anonymität zugänglich ist: der Tod und Tötung als Endsumme verwalteten und reglementierten Lebens, auf den man Anspruch hat wie auf Kuren oder Medikamente. Es fehlt nur noch die nötige Gebührenordnungsziffer, um das Szenarium zu vervollständigen.

Lesen wir, um die Mühen des Sterbens und Vergehens auch in früheren Zeiten vor Augen zu haben, nochmals die Schilderung, die E. A. Ch. Wasianski, ein Schüler und Freund Immanuel Kants, von dessen letztem Lebensjahr gab, das er mit Unterstützung von Kants Diener und Kants Schwester begleitete. »Ich will sterben, nur nicht durch Medizin«, sagte Kant, der »durch jede Nacht bewacht werden mußte, weil um sieben Uhr abends seine größte Unruhe an(ging) und dauerte bis 5 oder 6 Uhr morgens«. »Im Anfange des Herbstes nahm die Sehkraft seines rechten Auges sehr ab. Das linke hatte er schon längst gänzlich verloren.« Und »wie er kaum einen Schritt, auch bei Unterstützung und Leitung mehr gehen, kaum mehr aufrecht sitzen, vor Schwäche kaum mehr verständlich reden konnte.« Wie er »einmal so stark (fiel), daß ihm das Gesicht und der Rücken stark mit Blut unterlaufen war«, »das Zeitmaß gänzlich verloren hatte« und sagte: »Er wisse gar nicht, wo er sei«. So schreibt sein Freund (ein Sterbehelfer?): »So zerlegte ich ihm die Speisen, legte ihm in den Löffel – er sah so schlecht, daß er den Löffel nicht mehr fand.« »Er fing an, alle, die um ihn herum waren, zu verkennen.« »Das Gefühl für Humanität hat mich noch nicht verlassen«, sagte Kant »nach Sammlung seiner Kräfte, als er sich mit Mühe zur Ehre seines Arztes erhob, der ihn besuchte.« »Es ist gut«, waren seine letzten Worte, als

sein Freund ihm in der Nacht vor dem Tod nochmals versuchte, einen Löffel verdünnten Wein einzufußeln.

Diese anrührende und realistische Schilderung der Hilfe seiner Mitmenschen in der letzten Lebenszeit der Schwäche, des Schwindens und Sterbens eines großen Geistes sollte uns zu denken geben. Menschenwürdig sterben? Würde liegt auch in der Schwäche, sie erwächst hier aus der Zwiesprache des Leidenden mit dem helfenden Mitmenschen.

Mit Trauer vermißt man unter allen glänzenden Formulierungen über Selbstverantwortung einen anderen Aspekt: den des Sterbens auf das Kreuz Christi hin, das ganze Generationen in völliger Hilflosigkeit gegenüber Seuchen und Krankheiten geduldig und mutig auf sich genommen haben. Und solches Sterben gibt es auch heute noch! Oder hätte sich Jesus in Selbstverantwortung auf dem Kreuzweg von einem wohlmeinenden Freund den Todestrunk geben lassen sollen, um dem elenden Verreckten am Kreuz mit dem schauerlichen Schrei »Warum hast du mich verlassen?« zu entgehen?

Nicht einer Mystik des Leidens soll hier das Wort geredet werden. Leiden sollen bekämpft werden, das ist unsere Verantwortung. Dennoch bleibt Leiden, so belehren uns die Realitäten des menschlichen Lebens. Es ist die Frage, in welchem Sinn wir dem begegnen. Warum der gütige Gott Leiden zuläßt – wer versteht es? »Der Sohn Gottes hat das Todesleiden auf sich genommen, nicht damit die Menschen nicht leiden, sondern damit ihr Leiden dem seinen ähnlich sei« – diesen Satz von G. McDonald setzte C.S. Lewis vor sein Buch *Über den Schmerz*. Darüber nachzudenken scheint mir eher der Unergründlichkeit Gottes zu entsprechen als in der Argumentation über Selbstverantwortung ein Gottesbild zu entwerfen, daß das Problem des Leidens dadurch überwinden will, indem der Leidende zu seiner Tötung auffordert und es als Lö-

sung für ein Skandalon empfiehlt, das unser Herz nicht faßt.

Lieber Hans Küng, Sie merken den Zorn der Empörung, der aus meinen Zeilen spricht, und ich möchte uns zu bedenken geben, ob die Verklärung des Selbst, die aus einer Vortellung der Würde spricht, welche wir in unserem Sterben der Nachwelt übermitteln wollen, nicht aus der Weigerung kommt, *unsere ganze* Existenz anerkennen zu wollen, die auch das Vergehen der Person und das Leiden einschließt. In bald 45 Jahren als Arzt erinnere ich mich mit Erschütterung an so viele Sterbende, die in Demut ihr Sterben, ihren Tod hingenommen haben, mit denselben »objektiven« Merkmalen der Krankheit und des Schwindens wie bei anderen, die darin eine Verletzung ihrer Würde sehen. Sollten wir nicht als Christen die Ärzte auffordern, wahrhaftiger als bisher das Sterben zu sehen, den Patientenwillen zu achten, die Technizismen einer noch möglichen »Behandlung« einzustellen und alle schöpferische Phantasie zu entwickeln, das Sterben zu erleichtern? Die Möglichkeiten der Schmerztherapie zu nutzen, ohne den Tod, den vorzeitigen Tod, als Ziel zu haben? Unbedingt müssen wir die Nuance hochhalten, die Herr Niethammer so eindringlich schildert: Statt der finalen Morphiumspritze beim erstickenden Mädchen, die lindernde Narkose, in der sie nach einem Tag der unausweichliche Tod erteilte. Ich bin der sicheren Meinung, daß solches Handeln das Vertrauen der durch die moderne Medizin in Ängsten lebenden Menschen zu den Ärzten mehr fördern wird als eine gesetzlich geregelte Tötungsordnung.

Wenn Sie den Menschen, die möglicherweise aus Ängsten vor einem schweren Sterben, durch die Öffentlichkeitsarbeit der Medien gefördert, auf demokratischem Wege eine solche gesetzliche Tötungsordnung zugestehen, dann sollte man die Folgen bedenken, die die Ärztschaft in nie gekannter

Weise spalten wird. Dann sollte aber auch nicht ein Verwaltungsvorgang wie in den Niederlanden dies Vorgehen besiegeln, sondern jeder Arzt, der dies vor seinem Gewissen verantworten will, sollte für sein Handeln öffentlich, in freier Rede vor dem Gericht seine Motive darlegen müssen, ehe ein Gericht ihm Straffreiheit zuspricht. Die Anonymität des modernen Lebens der »Erlebnisgesellschaft« sollte sich nicht in der namenlosen juristischen Verwaltungsordnung vollenden. In seiner Schrift *Euthanasie und Menschenversuche* hat Victor von Weizsäcker schon 1946, direkt nach dem furchtbaren, menschenverachtenden 2. Weltkrieg, seine Meinung dazu vertreten.

In aller Behutsamkeit möchte ich ausprechen, was mich so mancher Kindertod gelehrt hat, mancher Tod unter Freunden

und in der Familie, in Übereinstimmung mit der beeindruckenden Stellungnahme meines Kollegen Niethammer und den Worten des großen Kinderarztes Janusz Korczak, der in seinem Bewerbungsschreiben im Warschauer Ghetto 1940 schrieb: »Das Spital hat mich gelehrt, mit welcher Würde ein Kind sterben kann.«

Diese Würde entsteht nur dadurch, daß die existentielle Begleitung der nahen Menschen und der handelnden Schwestern und Ärzte sie ermöglichen. Ist dies nicht die Forderung und Hoffnung, die wir als Christen empfinden, die im Mariengebete bitten: »Jetzt und in der Stunde unseres Todes?«

Ihnen und allen Mitmenschen einen Arzt und Freund wünschend, grüßt Sie freundlich

Ihr Gerd Ruhmann

Anzeige

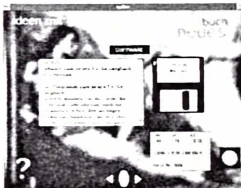
ideen mit geist

der elektronische VERSION 2.0 katalog

- ▶ Einfach und komfortabel bedienbar!
- ▶ Alle Produkte auf Mausclick sichtbar!
- ▶ Mit Animation!
- ▶ Das lästige Archivieren von Prospekten entfällt!

Interessiert ?

Dann bestellen Sie mit nebenstehendem Bestellcoupon!



Umsonst und auf Diskette!



buch
neues

Tel 06187-23444
Fax 06187-24834

Postfach 5122
61125 Nidderau
- Ostheim

Bitte senden Sie mir
Exemplare Elektronischer
Katalog Version 2.0.

Name

Adresse

Datum

Unterschrift